

Internetbezogene Störungen bei Frauen : ein unerkanntes Gesundheitsproblem?

Autor(en): **Scherer, Lara / Müller, Kai W. / Mader, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **SuchtMagazin**

Band (Jahr): **46 (2020)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-881044>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Internetbezogene Störungen bei Frauen – ein unerkanntes Gesundheitsproblem?

2020-2
Jg. 46
S. 36-40

Internetbezogene Störungen betreffen Frauen und Männer gleichermaßen. Während unter männlichen Betroffenen die Störung durch Computerspielen und die suchtartige Nutzung von Onlinepornographie dominieren, überwiegt unter Frauen die suchtartige Nutzung von sozialen Medien. Auffällig ist, dass sich im spezifischen Versorgungssystem fast ausschliesslich männliche Patienten vorstellen. Bei betroffenen Frauen darf angenommen werden, dass sie sich eher wegen assoziierter Problemlagen und komorbider Störungen in Behandlung begeben und Symptome der zusätzlich vorliegenden internetbezogenen Störungen unerwähnt und damit unbehandelt bleiben.

LARA SCHERER

M.A. Psychologin, Dipl.-Soziologin, wissenschaftliche und klinische Mitarbeiterin, Ambulanz für Spielsucht der Klinik und Poliklinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie an der Universitätsmedizin der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Untere Zahlbacher Str. 8, D-55131 Mainz, lara.scherer@unimedizin-mainz.de, www.unimedizin-mainz.de/psychosomatik/

KAI W. MÜLLER

Dr. Dipl.-Psych., wissenschaftlicher und klinischer Mitarbeiter, Ambulanz für Spielsucht, kai.mueller@unimedizin-mainz.de

LISA MADER

M.Sc. (Psych.), wissenschaftliche und klinische Mitarbeiterin, Ambulanz für Spielsucht, lisa.mader@unimedizin-mainz.de

Internetbezogene Störungen – Eine verbreitete Verhaltenssucht

Die Forschung zur exzessiven, grossenteils unkontrolliert verlaufenden und negative Auswirkungen nach sich ziehenden Nutzung verschiedener Internetangebote ist mittlerweile schon gute 20 Jahre alt. In dieser Zeitspanne konnten teils wesentliche Erkenntnisse über dieses – lange Zeit etwas nebulöse – Störungsbild gewonnen werden, sodass inzwischen ausreichend Evidenz vorlag, damit die Weltgesundheitsorganisation WHO im Sommer 2019 entschied, mit der sog. Gaming Disorder (Störung durch Computerspielen) eine sehr häufige Variante internetbezogener Störungen in die ICD-11 aufzunehmen (WHO 2019).

In der ICD-11 wird Gaming Disorder als anhaltende Nutzung von Online- oder Offline-Computerspielen beschrieben, welche gekennzeichnet ist durch

1. eine verminderte Kontrolle
2. eine überhöhte Bedeutung des Spie-

lens im Leben des Betroffenen und der Unterordnung anderer Lebensbereiche und

3. einer fortgeführten Spielnutzung trotz damit verbundener negativer Folgen.

Bereits früh wurde darauf aufmerksam gemacht, dass Fälle einer unkontrollierten Internetnutzung nicht nur in Zusammenhang mit Computerspielen auftreten, sondern sich die vorgenannten Symptome auch hinsichtlich anderer Internetaktivitäten manifestieren können (vgl. Müller & Wölfling 2017). Klinisch-theoretisch und empirisch kristallisieren sich hier insbesondere die suchtartige Nutzung von Onlinepornographie, sozialen Medien (Social Media und soziale Netzwerke) und teilweise auch Einkaufsportalen heraus (vgl. z. B. Rumpf et al. 2014; Müller et al. 2018). Im Gegensatz zur Gaming Disorder wurden diese Varianten internetbezogener Störungen nicht als neue Diagnosen in die

ICD-11 aufgenommen. Die Kategorie «other specified disorders due to addictive behaviors» («andere spezifische Formen abhängigen Verhaltens») wird jedoch indirekt deren Verschlüsselung ermöglichen.

Obgleich unsere Erkenntnisse über viele Hintergründe internetbezogener Störungen stetig wachsen, etwa hinsichtlich deren Verbreitung, ihrer Risikofaktoren, neurobiologischer Mechanismen und sogar ihrer Behandelbarkeit, liegt ein aktuelles Problem darin, dass die meisten empirischen und klinischen Erkenntnisse nahezu ausschliesslich auf Daten fussen, die an männlichen Betroffenen erhoben wurden. Als Beispiel hierfür sei angeführt, dass verfügbare Metaanalysen zur Behandlungswirksamkeit lediglich Daten von 15 % weiblichen Betroffenen beinhalten (Winkler et al. 2013). Viele Metaanalysen zu am Störungsgeschehen beteiligten neurobiologischen Prozessen beinhalten sogar überhaupt keine Daten von Frauen (vgl.

z. B. Meng et al. 2015). Das Fehlen von Daten zu weiblichen Betroffenen ist natürlich weniger den Verfasserinnen derartiger Metaanalysen vorzuwerfen; es liegen schlicht kaum entsprechende Daten vor, die verwertet werden könnten.

Damit stellt sich natürlich das Problem, dass wir gegenwärtig kaum Aussagen über geschlechtsspezifische Besonderheiten bei diesem neuen Störungsbild treffen können. Anders ausgedrückt: Wir können nicht ausschliessen, dass wesentliche Erkenntnisse unter Umständen ausschliesslich auf Männer zutreffen und die Realität von weiblichen Betroffenen womöglich überhaupt nicht gut abbilden.

Dies ist insofern von Belang, als epidemiologische Studien an repräsentativen Stichproben der Allgemeinbevölkerung zeigen, dass internetbezogene Störungen Frauen genauso häufig betreffen wie Männer. Die PINTA-Studie von Rumpf und Kollegen (2014) weist etwa aus, dass 1,7 % der in der Befragung erfassten Männer die Kriterien einer internetbezogenen Störung erfüllen und 1,3 % der Frauen. Eine repräsentative Studie an Jugendlichen von Müller und Kollegen (2014) weist auf 1,9 % betroffene Jungen und sogar 3,0 % betroffene Mädchen hin. Vor diesem Hintergrund verblüfft es ein wenig, dass sich die Realität in klinischen Einrichtungen eklatant anders darstellt. Sieht man sich hier die Geschlechtsverteilung von Personen an, die wegen internetbezogener Störungen im spezifischen Versorgungssystem Hilfe suchen, so sind einrichtungsübergreifend zwischen 80 und 90 % der Behandelten männlich. Die Frage, warum Frauen zwar ähnlich häufig betroffen sind wie Männer, gleichzeitig aber kaum Frauen wegen der Problematik Hilfe suchen, steht somit unbeantwortet im Raum.

Frauen und internetbezogene Störungen – Welche Erklärungsansätze gibt es?

Es wurden allerdings zumindest Erklärungsansätze für diese Diskrepanz formuliert, auf die kurz näher eingegangen werden soll. Die «Alternativversorgungshypothese» geht von einer zwischen den Geschlechtern verschiedenen Wahrnehmung der Internetnutzung als ursächlich für weitere psychosoziale Belastungen

aus. Demnach leiden Betroffene mit internetbezogenen Störungen unter einer Vielzahl weiterer psychosozialer und psychopathologischer Belastungen, allen voran depressiven Symptomen und erhöhter Ängstlichkeit bzw. Angstsymptomen. In diesem Zusammenhang wird vermutet, dass Männer diese Symptome eher als sekundär wahrnehmen, die exzessive Internetnutzung steht bei ihnen eher im Wahrnehmungsfokus und wird per se als problemverursachend interpretiert. Demgegenüber sollen Frauen das Nutzungsverhalten selbst als entweder eher unkritisch oder sekundär zu den anderen Symptomen begreifen und somit nicht primär Veranlassung sehen, sich wegen des Verhaltens in Behandlung zu begeben. Es wird also weiter vermutet, dass betroffene Frauen, wenn sie sich in Behandlung begeben, eher andere Versorgungssysteme nutzen wie bspw. ambulante Psychotherapie oder psychosomatische Kliniken.

Ergänzend dazu besagt die «Wahrnehmungshypothese», dass Frauen im Gegensatz zu Männern andere Formen internetsüchtigen Verhaltens aufweisen. Hier soll die unkontrollierte Nutzung von z. B. sozialen Medien im Vordergrund stehen, die sich gegebenenfalls leichter in den Alltag integrieren lässt und vor allem den Mitmenschen des sozialen Umfelds weniger kritisch auffällt. Dieser Einfluss durch AkteurInnen des sozialen Umfelds bei der Wahrnehmung eines Problemverhaltens ist jedoch essenziell dafür, dass sich eine Veränderungsmotivation überhaupt erst entwickeln kann – das wissen wir aus der Erforschung von Substanzabhängigkeiten wie Alkohol- und Nikotinabhängigkeit. Fehlt dieser Einfluss hingegen, wird der Gang ins spezifische Hilfesystem für die Betroffenen erschwert.

Schliesslich und endlich wird als dritter Erklärungsansatz noch die Hypothese «Methodenartefakt» angeführt. Diese besagt im Grunde, dass Frauen im Gegensatz zu Männern durch die Erfüllung der Kriterien einer internetbezogenen Störung keinen Leidensdruck und keine Funktionsbeeinträchtigung erleben. Die Hypothese geht also davon aus, dass in diesem Fall die diagnostischen Kriterien keinen Indikator für ein Gesundheitsproblem darstellen und somit

auch kein Interventionsbedarf besteht. Hierbei handelt es sich eher um eine theoretische Annahme, die weniger auf empirischen Daten beruht, sondern eher vor dem Hintergrund des Fehlens dieser Daten formuliert wurde.

Erste Antworten aus der Versorgungsforschung

Das vom Bundesministerium für Gesundheit geförderte Projekt IBSfemme hatte zum Ziel, die Gründe für die oben thematisierte Versorgungslücke zu untersuchen und bezog sich dabei auf die genannten drei Hypothesen (Scherer et al. 2019).

Vergleichsweise eindeutig verworfen werden konnte die Annahme, dass betroffene Frauen einen verhältnismässig symptomarmen Verlauf der Erkrankung sowie eine geringer ausgeprägte Symptombelastung und ein höheres Funktionsniveau aufweisen. Dass die Internetbezogene Störung (IBS) bei Frauen mit einem geringeren Krankheitswert einhergehe, konnte durch die Analyse zahlreicher Sekundärdaten eindeutig verneint werden. Vergleiche zur psychopathologischen Symptombelastung und dem psychosozialen Funktionsniveau zeigen vielmehr, dass sowohl Frauen als auch Männer mit IBS vergleichbar hoch belastet sind. Auch konnte bestätigt werden, dass sich eine IBS bei beiden Geschlechtern mittels der diagnostischen Standards in vergleichbarer Güte identifizieren und zuverlässig abbilden lassen, was zusätzlich gegen die Hypothese «Methodenartefakt» spricht.

Die weitere Überlegung war, dass betroffene Frauen seltener von Dritten dazu motiviert werden, sich aufgrund ihres Internetkonsums Hilfe zu suchen, womit ebenfalls die Vermutung einhergeht, dass Frauen über einen längeren Zeitraum in der Lage sind, ein hohes psychosoziales Funktionsniveau aufrechtzuerhalten und ihr Konsum daher für Angehörige als weniger kritisch erscheint. Zwar konnten durch die Analyse von Daten aus IBS-spezifischen Versorgungseinrichtungen herausgefunden werden, dass auch Frauen durch Dritte zum Aufsuchen von suchtspezifischen Hilfsangeboten motiviert werden, die Daten verdeutlichen jedoch gleichzeitig, dass insbesondere Frauen aus einer lau-

fenden therapeutischen Behandlung weitervermittelt werden, während männliche Betroffene oftmals eigenmotiviert oder durch nahe Angehörige den Weg in die Suchthilfe finden.

Dies schliesst an die «Wahrnehmungshypothese» an. Hier kann u. a. vermutet werden, dass sich viele Frauen mit IBS zwar im Hilfesystem befinden, nicht aber aufgrund der IBS, sondern vielmehr aufgrund anderer psychischer Probleme. Es wurde weiter vermutet, dass eine Weitervermittlung in das spezifische Suchthilfesystem deshalb nicht oder nur selten erfolgt, da Symptome einer internetbezogenen Störung erstens seitens der PatientInnen seltener geschildert werden und zweitens seitens der Behandelnden weniger oft systematisch exploriert werden.

In einer Konsekutiverhebung im Versorgungssystem des Projekts IBSfemme konnte herausgefunden werden, dass tatsächlich ein grosser Anteil der sich in den verschiedenen Versorgungseinrichtungen befindlichen Frauen eine bislang nicht diagnostizierte IBS aufweisen. Unter diesen Patientinnen mit komorbider internetbezogener Störung überwogen teils schwerwiegende psychiatrische Hauptdiagnosen, wie etwa Borderline-Persönlichkeitsstörung oder Essstörungen.

Nicht nur die Aussenwahrnehmung auch die eigene Problemwahrnehmung spielt beim Aufsuchen von Hilfe eine entscheidende Rolle. Anders als in der vorgenannten klinischen Stichprobe, innerhalb derer Frauen ihr Nutzungsverhalten als vergleichsweise überbordender einschätzten, konnte unter Intensivnutzerinnen von Social Media aus der Allgemeinbevölkerung eine klare Tendenz zur Bagatellisierung des eigenen Nutzungsverhaltens festgestellt werden. Ein Mangel an Problemwahrnehmung kann jedoch ein wesentlicher Hinderungsgrund dafür sein, sich an das spezifische Suchthilfesystem zu wenden. Hinzu kommt, dass sich von internetbezogenen Störungen betroffene Frauen und Mädchen durch Schuld- und Schamgefühle eher gehemmt fühlen, sich anderen Personen anzuvertrauen.

Spezialfall einer internetbezogenen Störung: Die suchtarartige Social-Media-Nutzung

Eine zumindest in der Bevölkerung, seltener jedoch unter klinischen Stichproben verbreitete Variante internetbezogener Störungen, stellt die suchtarartige Nutzung von Social Media bzw. sozialer Netzwerkseiten (SNS) dar (Rumpf et al. 2014; Müller et al. 2018). Hier zeigt die aktuelle Forschung trotz vereinzelter gegenteiliger Befunde relativ konsistent, dass dieser Subtyp unter Frauen häufiger vorzufinden ist als bei Männern (Andreassen et al. 2017; Kuss & Griffiths 2017). Zurückgeführt wird dies u. a. auf die zugrundeliegende Nutzungsmotivation beider Geschlechter. So nutzen Frauen das Internet vermehrt sozial orientiert, während Männer eher eine instrumentell ausgerichtete Nutzung aufweisen. Die sozial orientierte Nutzung zeichnet sich insbesondere durch das Bedürfnis aus, mit anderen Probleme zu besprechen, verbunden mit dem Ziel, sich darin verstanden zu fühlen (Barker 2009; Kuss & Griffiths 2017). Im weiteren Sinne kann also geschlussfolgert werden, dass bei Frauen stärker der Aspekt der Emotionsregulation im Vordergrund der Nutzung steht. Solange weitere emotionsregulative Strategien zur Verfügung stehen bzw. angewendet werden können, ist darin kein Problem zu sehen. Kritische Nutzungsmuster hingegen können sich entwickeln, wenn sich die Social-Media-Nutzung zur dominierenden Emotionsregulationsstrategie aufschwingt. Männer hingegen nutzen soziale Medien vor allem zum Knüpfen neuer Kontakte in Form von sowohl romantischen als auch freundschaftlichen Beziehungen sowie zum Austausch von Informationen (Andreassen et al. 2017; Muscanell & Guadagno 2012; Van Deursen et al. 2015). Dieser instrumentelle Charakter beim männlichen Geschlecht manifestiert sich auch dahingehend, dass Männer SNS intensiver nutzen, sobald sie sich auf Partnersuche befinden – wohingegen der Beziehungsstatus bei Frauen weniger Einfluss auf die SNS-Aktivität hat. Generell verbringen Frauen vergleichsweise mehr Zeit auf SNS als Männer, haben zudem mehr Onlinekontakte und betreiben

eine intensivere «Profilpflege». Des Weiteren tendieren sie stärker dazu, über ihr Profil auch Emotionen auszudrücken, wohingegen Männer vermehrt Hinweise auf ihren Sozialstatus darbieten (McAndrew & Jeong 2012).

Ergebnisse qualitativer Untersuchungen

Die Befunde aus der Literatur stehen grösstenteils in Übereinstimmung mit Ergebnissen aus qualitativen Interviews mit intensiven Social-Media-Nutzerinnen aus der Allgemeinbevölkerung, die im Kontext des Projekts IBSfemme durchgeführt wurden. Als Hauptnutzungsmotive für die SNS-Nutzung bei Frauen erweisen sich ebenfalls soziale Beweggründe der Pflege und Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen sowie des kommunikativen Austauschs. Die Tiefeninterviews mit den Intensivnutzerinnen ergaben weiter, dass auch eher dysfunktionale Nutzungsmotive wie die Ablenkung von unangenehmen Gefühlen, Situationen oder Konflikten oder die Überwindung von Langeweile und Stress benannt wurden. Nicht selten werden SNS zur Prokrastination genutzt. Letzteres wird gleichzeitig als negativ, als Minderung der eigenen Produktivität sowie als Verlust von Zeit und Zeitgefühl wahrgenommen.

Ein thematischer Schwerpunkt der Interviews lag auf der Identifikation von Problemen und Nachteilen, die aus der intensiven Nutzung erwachsen. Die unrealistische und verzerrt dargestellten Ideale, die über Social Media verbreitet werden und die damit in Verbindung stehenden sozialen Vergleiche, welche zu einem subjektiv empfundenen sozialen Druck führen, wurden hier in der Hauptsache genannt. Aus suchtpsychologischer Perspektive erscheint darüber hinaus wichtig, dass ebenfalls von einer Reduktion realer sozialer Kontakte berichtet wurde. Das Phänomen des aktiven oder, in diesem Fall, passiven sozialen Rückzugs stellt eine typische Begleiterscheinung internetbezogener Störungen dar und sollte auch im Zusammenhang mit einer problematischen bis suchtarartigen Social-Media-Nutzung, welche man nicht automatisch mit sozialen Rückzug-



tendenzen assoziiert, ernst genommen werden. Seitens der Intensivnutzerinnen wurde häufig selbst bemerkt, dass sie zu viel Zeit auf sozialen Medien verbringen. Dies lässt zunächst darauf schliessen, dass ein subjektives Problembewusstsein sowie das Erkennen eines potenziellen Suchtbezugs vorhanden sind. Entsprechend schloss sich in den Tiefeninterviews ein gesondertes Modul an, welches Gegenregulierungsmassnahmen und deren wahrgenommene Notwendigkeit erfasste. Hier zeigte sich allerdings, dass die Wahrnehmung einer potenziellen Gefährdung zwar vorhanden ist, die Veränderungsmotivation gleichzeitig jedoch gering ausfällt. Dies wird durch die relativ undifferenzierten aufgeführten Gegenmassnahmen bestätigt. Diese bestehen vor allem in eigenständig eingeleiteten Versuchen, den übermässigen Konsum sowie die wahrgenommenen Beeinträchtigungen in den verschiedenen Lebensbereichen zu reduzieren.

Die verminderte Veränderungsmotivation kann ein Grund dafür sein, dass Frauen mit einer suchartigen Social-Media-Nutzung selten den Weg in das Suchthilfesystem suchen (Mader et al. 2019). Hinweise, dass Verheimlichung eine Rolle spielt, lassen sich unter den Intensivnutzerinnen wenige finden. Unter Patientinnen im suchtspezifischen Versorgungssystem tritt die Konsumverheimlichung zwar häufiger auf, aber dennoch sind es hier tendenziell Schuld- und Schamgefühle, die eher indirekt dazu führen, dass der Konsum nicht nach aussen kommuniziert wird.

Zusammenfassung und Handlungsempfehlungen

Insgesamt ist davon auszugehen, dass internetbezogene Störungen bei Frauen mit einem ebenso hohen Krankheitswert einhergehen wie bei betroffenen Männern. Klar erscheint aber auch, dass sich internetbezogene Störungen bei Frauen oft anders äussern als bei Männern und sich bei ersteren insbesondere Abhängigkeitssymptome hinsichtlich der Nutzung von sozialen Medien manifestieren, was einen nach aussen hin eher schleichenen Krankheitsverlauf begünstigen kann. Gleichzeitig, und dies stellt einen wichtigen Ansatzpunkt für den Bereich Public Health dar, sehen betroffene Frauen in

ihrem Nutzungsverhalten seltener ein Problemverhalten. Psychosoziale und psychopathologische Symptome werden zwar wahrgenommen, jedoch nicht ursächlich mit der ausufernden Nutzung in Verbindung gebracht. Entsprechend erscheinen geschlechtsspezifische Aufklärungskampagnen sinnvoll, um bei betroffenen Frauen eine Sensibilisierung zu fördern. Ebenfalls vernünftig erscheint es, dass im klinischen Versorgungssystem jenseits der Suchthilfe ein stärkeres Augenmerk auf Symptome einer internetbezogenen Störung gelegt werden sollte, um rechtzeitig auf eine etwaige Problematik aufmerksam zu werden. Hier empfiehlt sich die gezielte Exploration der diagnostischen Kriterien internetbezogener Störungen insbesondere unter Patientinnen mit Persönlichkeitsstörungen. Behandlende können zu diesem Zwecke sowohl auf kurze Screeningverfahren zurückgreifen, als auch standardisierte klinische Interviews nutzen, welche mittlerweile verfügbar sind (z. B. AICA-SKI:IBS; Müller et al. 2019). Daneben erscheint es dringend notwendig, relevante Hintergründe über internetbezogene Störungen bei Frauen in Erfahrung zu bringen. Allen voran ist hier die Forschung gefragt, insbesondere geschlechtsspezifische Besonderheiten in der Entstehung, dem klinischen Erscheinungsbild und dem Verlauf dieser Erkrankung zu identifizieren, um daraus zielführende und spezifische Präventions- und Interventionsstrategien abzuleiten.

Literatur

- Andreassen, C.S./Pallesen, S./Griffiths, M.D. (2017): The relationship between addictive use of social media, narcissism, and self-esteem: Findings from a large national survey. *Addictive Behaviors* 64: 287-293.
- Barker, V. (2009): Older adolescents' motivations for social network site use: The influence of gender, group identity, and collective self-esteem. *CyberPsychology and Behavior* 12: 209-213.
- Kuss, D.J./Griffiths, M.D. (2017): Social networking sites and addiction: Ten lessons learned. *International Journal of Environmental Research and Public Health* 14(3): 311.
- Mader, L./Wölfling, K./Scherer, L. et al. (2019): Phänomenologie suchtartiger Social Media Nutzung. *Suchttherapie*: 20(S01): S75. <https://tinyurl.com/rsxe52z>, Zugriff 26.03.2020.
- McAndrew, F.T./Jeong, H.S. (2012): Who does what on Facebook? Age, sex, and relationship status as predictors of Facebook use. *Computers in Human Behavior* 28(6): 2359-2365.
- Meng, Y./Deng, W./Wang, H./Guo, W./Li, T. (2015): The prefrontal dysfunction in individuals with internet gaming disorder: A meta-analysis of functional magnetic resonance imaging studies. *Addiction biology* 20(4): 799-808.
- Müller, K.W./Wölfling, K. (2017): Pathologischer Mediengebrauch und Internetsucht. Stuttgart: Kohlhammer.
- Müller et al. (2018): Insights into aspects behind internet-related disorders in adolescents: The interplay of personality and symptoms of adjustment disorders. *Journal of Adolescent Health* 62(2): 234-240.
- Müller, K.W./Beutel, M.E./Dreier, M./Wölfling, K. (2019): A clinical evaluation of the DSM-5 criteria for Internet Gaming Disorder and a pilot study on their applicability to further internet-related disorders. *Journal of Behavioral Addictions* 8(1): 16-24.
- Muscianell, N.L./Guadagno, R.E. (2012): Make new friends or keep the old: Gender and personality differences in social networking use. *Computers in Human Behavior* 28(1): 107-112.
- Rumpf, H.-J. et al. (2014): «Occurrence of internet addiction in a general population sample: A latent class analysis.» *European addiction research* 20(4): 159-166.
- Scherer, L./Mader, L./Beutel, M.E./Wölfling, K./Müller, K.W. (2019): Geschlechtsspezifische Aspekte der Internetsucht. *Suchttherapie* 20: S1-S575.
- Van Deursen, A.J./Bolte, C.L./Hegner, S.M./Kommers, P.A. (2015): Modeling habitual and addictive smartphone behavior: The role of smartphone usage types, emotional intelligence, social stress, self-regulation, age, and gender. *Computers in human behavior* 45: 411-420.
- WHO – World Health Organization (2019): The ICD-11 classification of mental and behavioral disorders: Diagnostic criteria for research. Geneva: WHO.
- Winkler, A./Dörsing, B./Rief, W. et al. (2013): Treatment of internet addiction: A meta-analysis. *Clinical Psychological Review* 33: 317-329.

TEAM
EDITATHON ♀

